

Tomáš Halík

Nicht ohne Hoffnung

Glaube im postoptimistischen Zeitalter

Aus dem Tschechischen von Markéta Barth
unter Mitarbeit von Benedikt Barth



FREIBURG · BASEL · WIEN

Titel der Originalausgabe:
Stromu zbývá naděje. Krize jako šance
Nakladatelství Lidové noviny, Praha 2009



Neuausgabe 2025

Für die deutsche Ausgabe
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Alexander Spatari

Satz: ZeroSoft SRL, Timisoara
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-06956-7
ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-83692-3

Inhalt

1. Ground Zero: Die Hoffnung am Nullpunkt	7
2. Die momentane Krise	26
3. Rückkehr der Religion?	42
4. Hoffnung für alle?	69
5. Krise als Wiege der Hoffnung	89
6. Hoffnung und Wunder	109
7. Das Brot des Armen	129
8. Der Gang auf dem Wasser	140
9. Der Kampf am Ufer der Hoffnung	148
10. Hat der Regen einen Vater?	160
11. Die Rede aus dem Wettersturm und Gewitter ...	174
12. Ich glaube, dass mein <i>Goel</i> lebt	187
13. Der Strahl unter der verschlossenen Tür	206
14. Kein Wald	226
15. Wozu brauchen wir Gott?	237

1. Ground Zero: Die Hoffnung am Nullpunkt

Große Worte wie »Gott« oder »ewiges Leben« bezeichnen Wirklichkeiten, von denen wir nicht einfach aussagen können, ob sie *existieren* oder *nicht*, weil sie *nicht* auf jene Weise evident *sind*, wie dies innerweltliche Dinge *sind*. Man kann über sie aber *im Modus der Hoffnung* sprechen: dass es sie *geben kann*, dass sie an uns nicht wie eine »Gegebenheit« oder eine »Notwendigkeit« herantreten, sondern als Möglichkeit, als Angebot, als Einladung und Herausforderung. Sie treten an uns heran als Zeichen dafür, dass die Wirklichkeit der Welt und unseres Lebens geöffnet ist – und diesen Charakter von ihnen erleben nur diejenigen, die selbst »offen« sind. Nur diejenigen sind Menschen der Hoffnung, die nicht mit der Welt, wie sie heute ist, konform gehen.

Wenn ein Atheist sagt: »Gott gibt es nicht«, Gott gibt es *hier* nicht (there is no God), kann ich ihm zustimmen, mit einem einzigen großen Vorbehalt: Ihn gibt es *noch nicht* hier. Ihn gibt es nicht *hier*, wie es die Zukunft nicht gibt – jedoch gibt es ihn hier bereits auf die Weise, wie es unsere Zukunft schon »gibt«: Wir sehen sie nicht, wir kennen sie nicht, wir führen über sie nicht Regie. Trotzdem sind wir existenziell auf sie angewiesen (ohne Zukunft zu sein bedeutet eigentlich, nicht mehr zu sein, tot zu sein), und zumindest unbewusst rechnen wir immer mit ihr und beziehen uns ständig auf sie: mit unserer Hoffnung oder un-

seren Ängsten, Wünschen, Plänen und Sorgen, mit unserer Leidenschaft oder Angst. Die Hoffnung, die auf die Zukunft gerichtet ist, welche ihre eigenste Umgebung ist, ihre »Biosphäre«, befreit uns von der Last der Vergangenheit – auch die Vergebung von Schuld ist ein Akt der Hoffnung, ein Geschenk und eine Eröffnung der Hoffnung –, und die Hoffnung befreit uns auch vom Erschrecken und von der Trauer über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des gegenwärtigen Augenblicks.

Die Ewigkeit, die Biosphäre Gottes, umfasst und übersteigt gleichzeitig alle Dimensionen der Zeit, sie ist *für uns* hier jedoch jetzt vor allem als Zukunft, als Möglichkeit, als Zusage, als Hoffnung gegenwärtig. Gott und seine Ewigkeit sind hier noch nicht in jener Fülle und Deutlichkeit offenbar, die jeden dazu *zwingen* würde, Gott anzuerkennen und zu respektieren; seine Anwesenheit in unserem Leben ist jetzt auf den Raum angewiesen, den ihm unsere Freiheit mit dem Glauben und mit der Hoffnung eröffnet. Theologen, die sich auf die klassische Metaphysik stützen, wenden an dieser Stelle ein, dass Gott von Ewigkeit her als Basis allen Seins hier gegenwärtig ist, dass er auch in seiner Schöpfung und in seinem Wort da ist, das in der Fülle der Zeiten in der Menschwerdung Jesu von Nazaret in die Geschichte eingegangen ist, dass er in den Sakramenten der Kirche hier ist u.Ä.; in allen diesen Weisen seiner Anwesenheit bleibt Gott jedoch ein Gott, der so geheimnisvoll und verborgen ist, dass die Aussage Pascals weiterhin gilt: »Es gibt genug Licht für diejenigen, die sich aus der ganzen Seele wünschen, Gott zu sehen, und genug Dunkelheit für

diejenigen, die den entgegengesetzten Wunsch haben.« Gott hat einen Raum für den Zweifel gelassen, damit der Glaube seine Würde als freier Akt und als ein mutiger Schritt hin zum Reich des Geheimnisses nicht verliert.

Seit Jahren habe ich darüber gesprochen und geschrieben, dass der Glaube, damit er ein lebendiger Glaube bleibt, den Zweifel als seinen ständigen korrigierenden Gefährten braucht; genauso wie das Zweifeln wiederum den Glauben braucht, damit es nicht in die Sümpfe einer verbitterten absoluten Skepsis führt. Dass sich Glaube und Hoffnung auf gleiche Weise gegenseitig begleiten und korrigieren sollten, halte ich heute für ähnlich wichtig, wenn nicht sogar für noch wichtiger. Wenn der Glaube vergessen würde, dass sein Gegenstand in der Wolke des Geheimnisses verharret, in die nur die Hoffnung eintreten darf, könnte er zur Ideologie werden, zu einem Verkäufer von »Sicherheiten«; und wenn die Hoffnung sich vom Glauben loslösen würde, drohte ihr, dass sie vom Wind des Träumens, der Illusionen und der Wünsche fortgetragen würde.

Der Glaube und die Hoffnung sollten immer zusammen gehen, so wie die Apostel Petrus und Johannes am Ostermorgen zusammen zum leeren Grab gelaufen sind; die Hoffnung lässt vielleicht dem Glauben den Vortritt, damit er hineinschaue und *sage*, was er sieht. Die Hoffnung jedoch – erinnern wir uns – läuft schneller und ist als Erste am Ziel. Es gibt Momente, in denen der Glaube schwerfällig ist, wie es sicher in jener Nacht nach dem Karfreitag der Fall war, doch wie damals wird er von der Hoffnung vorangetrieben, die ihm den Weg weist.

Gerade deshalb ist es so wichtig, die Hoffnung wie eine kleine Flamme im Sturm zu pflegen, zu behüten und zu schützen, vor der Versuchung der Hoffnungslosigkeit, gleichzeitig aber auch vor ihrer Verderbnis, vor ihrer Verfälschung, vor dem, was ein falscher Ersatz für sie wäre: die Illusion, die Projektion unserer Wünsche, utopische Versprechungen oder ein naiver Optimismus, wie es zum Beispiel die neuzeitliche Ideologie der Verheißung eines unbegrenzten Fortschritts darstellte.

Die langwierige Krise des Christentums ist vor allem eine Krise der christlichen Hoffnung, schrieb Benedikt XVI. in seiner Enzyklika »Spe salvi«. Auch ich bin beunruhigt, dass die christlichen Worte von der Hoffnung in unserer Welt ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. Und das umso mehr, weil ich tief davon überzeugt bin, dass die großen Geheimnisse aus der Schatztruhe des biblischen Glaubens vor allem deshalb für so viele Menschen heutzutage unzugänglich bleiben, weil man sie nur mit einem einzigen Schlüssel aufschließen kann – und dieser ist gerade die Hoffnung. Ich bin mir dessen bewusst, dass ich zu einer Reihe von Sätzen des christlichen Glaubensbekenntnisses ein aufrichtiges »Amen« nur deshalb sagen kann, weil dieses »Amen« »ich hoffe darauf« bedeutet; d. h., ich beziehe mich nicht darauf auf Grund einer vollständigen Erkenntnis und eines kompletten Begreifens, sondern auf Grundlage der Hoffnung. Die Sätze sind für mich kein einsehbares, evidentes Faktum, sondern ein Geheimnis – ein Gegenstand der Hoffnung. Gerade die Hoffnung – und nur sie – scheint mir der Schlüssel zum

Tor der großen Geheimnisse des Glaubens zu sein. Sie ermutigt dazu, in diese Wolke des Unaussprechbaren, Unbenennbaren und Unvorstellbaren einzutreten.

Was aber geschah mit diesem Schlüssel der Hoffnung? Tief spricht mich ein Gleichnis an, das bei Origenes überliefert ist (mit dem Verweis auf einen unbekannten jüdischen Mystiker des Altertums) – ein Gleichnis über die Tora als ein Haus mit vielen Gemächern, vor denen eine Menge von Schlüsseln durcheinanderliegt. Finden wir den richtigen? »*Der Schlüssel ist vielleicht verloren, aber es bleibt hier die grenzenlose Sehnsucht, ihn zu suchen.*«

* * *

Auf der Suche nach dem »Schlüssel der christlichen Hoffnung« stoßen wir zunächst auf eine ganze Reihe von Schlüsseln, die jenem in manchem ähneln und ihn im Lauf der Jahrhunderte zu ersetzen versuchten. Dies sind insbesondere *der Optimismus und die Idee des Fortschritts*. Diese beiden Schlüssel gehörten zur zentralen Ausstattung der Neuzeit; das Problem besteht darin, dass sie heute anscheinend dermaßen verrostet sind, dass sie weder das Heiligtum des Glaubens aufzuschließen vermögen noch zur Auslegung dessen zu gebrauchen sind, was heute in der Gesellschaft vor sich geht.

Es war die Säkularisierung, welche die Hoffnung, in der das Christentum eine der drei »göttlichen Tugenden« sah, in den Optimismus und in den Fortschrittsglauben verwandelt hatte. Dies geschah sicherlich vor allem als Reaktion darauf, dass die Rhetorik der Barockprediger und die fromme

Vorstellung der Gläubigen die Hoffnung zu »jenseitig« – jenseits des Grabes – auffassten: Von der Hoffnung sprachen die Prediger am häufigsten auf dem Friedhof. Seit der Wende der Renaissance hin zu »dieser Welt« kam den Kindern der Neuzeit die christliche Lehre von den »letzten Dingen« immer mehr wie ein falscher Geldschein vor, der durch das neu entdeckte Gold der im Experiment überprüfbaren sinnlichen Erfahrung nicht gedeckt war. Ein ähnliches Schicksal hatte zum Beispiel auch die »Liebe zu den Feinden« ereilt, die Christus verkündete, die jedoch durch die Christen insbesondere in der Zeit der Religionskriege des 17. Jahrhunderts völlig unglaublich gemacht wurde. Die Feindesliebe wurde durch die Säkularisierung in »Toleranz« umgeschmiedet; ein Zauberwort, abgeleitet vom Verb »ertragen«, im Sinne von »etwas Unangenehmes ertragen« – das von der im Evangelium genannten Feindesliebe, respektive von der »Nächstenliebe ohne Grenzen«, genauso weit entfernt ist, wie es der Optimismus und die Fortschrittsgläubigkeit der Neuzeit von der göttlichen Tugend der Hoffnung sind.

In einem meiner früheren Bücher habe ich Argumente dafür gesammelt, warum wir unsere »postmoderne« Zeit eine *postoptimistische Zeit* nennen können. Und die Entwicklung der letzten Jahre – von der nicht allzu erfolgreichen Fortsetzung des »Krieges gegen den Terror« bis hin zu der Krise, die als Kollaps des Bankensystems begann und jetzt wie ein Flächenbrand nicht nur die Grenzen von Staaten, sondern auch die Grenzen von weiteren Sektoren des gesellschaftlichen Lebens überspringt – bestätigte nur

jenen Bankrott des neuzeitlichen Optimismus, dieses naiven Vertrauens in die Macht der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, die schnell und glatt alle Hindernisse auf der Fahrbahn beseitigt und verlässlich zu einer immer vollkommeneren und angenehmeren künftigen Zivilisation führen soll.

* * *

Auf die Frage, ob ich ein Optimist oder ein Pessimist bin, antworte ich, dass ich ein Mensch bin, der um die Hoffnung ringt – und als solcher lehne ich diese beiden Alternativen gleich entschieden ab.

»Ein Optimist ist ein Mensch, dem es an Informationen mangelt«, sagt ein bekanntes Bonmot. Ich glaube, dass die Wahrheit noch viel krasser ist. Ein Optimist ist ein Falschmünzer: Die goldene Münze der Hoffnung, die dem Menschen für seinen Lebensweg geschenkt ist, vertauscht er mit der Illusion, dass sich die Sonne des Glücks rund um den winzigen Planet seiner Vorstellungen und Wünsche drehen müsste. *Der Optimismus* ist die kühne Annahme oder die gewagte Unterstellung, dass »alles gut gehen wird«; im Gegensatz dazu ist *die Hoffnung* eine Kraft, die auch eine Situation auszuhalten vermag, in der sich diese Annahme als Illusion erwiesen hat.

Ich habe in meinem Leben drei Gesichter des Optimismus kennen gelernt, und es ist schwer zu sagen, welches von ihnen mir am meisten zuwider war. Zuerst das Gesicht der Pioniere des Kommunismus mit ihren Liedern über das sich nähernde Paradies, wo »wir dem Wind, dem Regen be-

fehlen werden, wann er regnen, wann er wehen soll«, mit Liedern, die das Klagen der Opfer überschreien sollten, die diese revolutionäre Zukunft gefordert hatte. Ein paar Jahrzehnte später konnte ich die Pioniere des »neuen Kapitalismus« aus nächster Nähe beobachten (und es ist gut möglich, dass unter ihnen viele von denen waren, die im revolutionären Optimismus des Kommunismus aufgewachsen waren und noch vor kurzem – sicher schon ohne revolutionären Glauben und ohne jede revolutionäre Begeisterung – dessen Fahnen und Fähnchen in den Händen hielten und auf dem Mantelkragen die Abzeichen seiner Macht hatten), die sich auf die Allmacht der »unsichtbaren Hand des Marktes« verließen und alle auslachten, die dem Aufbau eines weiteren glücklichen Morgen mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit der Einhaltung der Grundsätze der Moral und des Rechts mäßigen wollten. Und parallel zu ihnen begann ich unter den Christen, die nach dem Fall des Kommunismus in den Ring der freien Gesellschaft entlassen wurden, religiöse Enthusiasten aus den verschiedensten »neuen Bewegungen« und Sekten wahrzunehmen. Aus deren fanatisch strahlenden Augen konnte ich etwas erspüren, das mich zu sehr an die kommunistische Jugend erinnerte: ihre ständige Bereitschaft, kopflos sich begeistern zu lassen von den schlichten Parolen gewiefter Vorsänger und ihre Arme über dem Kopf kreisen zu lassen gemäß den Anweisungen erfahrener Animateure.

Die Skepsis und die Ironie, mit denen ich seit meiner Jugend die Konsumenten der Opiate optimistischer Ideologien jeglicher Couleur beobachtete, haben mich jedoch

nie in das Lager des »Pessimismus« getrieben. In ihm sehe ich nur die Umkehrung des Optimismus. Der Pessimismus ist oftmals der Kater schnell ernüchterter Optimisten – und in diesem Fall führt er häufig in den Zynismus. Der Pessimismus ist in manchem noch gefährlicher als der Optimismus: Dem Optimismus verfallen leichter naive und leichtgläubige Menschen, während der Pessimismus oftmals eine Krankheit (oder eine Versuchung) von Weisen, Erfahrenen und Wissenden ist. Der Pessimismus überfällt häufig diejenigen, die schon so viele Sachen erkannt und begriffen haben, dass sie nur wenige Schritte von der Lebensweisheit entfernt sind. Da reißen sie knapp vor dem Gipfel Melancholie, Müdigkeit und Überdruß vom Weg. Spricht darüber nicht das bittere Zeugnis des biblischen Buchs Kohelet? Gerade dem Menschen, der so viel gesehen, erkannt und erlebt hat, kommt auf einmal alles so vor, als wäre es mit dem Staub der Vergeblichkeit bedeckt; auch die Erkenntnis und die Weisheit selbst erscheinen ihm jetzt wie ein vergebliches Leid.¹

Vielleicht verbirgt sich gerade diese Abgestumpftheit und Resignation hinter dem Begriff »Acedia« (der gewöhnlich irrtümlicherweise mit »Faulheit« übersetzt wird). Mit diesem Wort bezeichnete die tiefe geistliche Erfahrung der alten Mönche und Einsiedler eine der Todsünden. Es handelt sich hierbei um die List des »Mittagsdämons«, der sich dem durch die Hitze ermüdeten Menschen am Höhepunkt des Tages nähert – am Gipfel einer anstrengenden Reise oder eines grandiosen Aufstiegs oder kurz danach. (Passieren nicht die meisten Unfälle auf

Bergtouren knapp nach dem Erreichen eines Gipfels, wenn die Aufmerksamkeit, vom Erfolg betört, eine Weile nachlässt?)

Wir würden heute höchstwahrscheinlich von einer Depression oder vom Burn-out-Syndrom sprechen. Die Geschichte der Psychotherapie lehrt, dass das Auftreten von psychischen Störungen und Krankheiten stets in einer bestimmten Weise den Zustand der Gesellschaft widerspiegelt: Das Problem der Zeit Freuds, der Zeit der viktorianischen pruden Unterdrückung der Emotionen, war die »Neurose«, während der typische Schmerz unserer Zeit, die von dem unbeschränkten Angebot an Möglichkeiten überschwemmt ist, Depressionen und Abhängigkeiten sind.

Carl Gustav Jung sprach von der »Krise des Lebensmittags«, wenn unerwartete Probleme auftauchen – mit der Gesundheit, in der Beziehung, in der Familie oder in der Arbeit – oder wenn man auf einmal keine Freude mehr daran empfindet, was einen bisher ganz erfüllte. Jung sah in der Krise des Lebensmittags ein warnendes und wachrüttelndes Signal, eine dringliche Aufforderung zum Verlassen der bisherigen Aufgabe, die Fassade des Hauses seines Lebens (seine »Person«) zu errichten, und zum Abstieg in die Tiefe, zu seinen Fundamenten. Im Gegensatz zu Freud erwartete dort Jung nicht nur einen dunklen Keller, der von verdrängtem Gerümpel vollgestellt ist, sondern einen Leben spendenden Strom eines unterirdischen Flusses, auf dem wir durch die Tiefen des »kollektiven Unbewussten« zu den kostbarsten Schätzen segeln können: *Deswegen ist jede Krise eine Chance.*